

Frauenstimme

Nr. 11 + 44. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

26. Mai 1927

Die Frau in der Wohnung.

Die Begriffe Wohnungspflege, Heimkultur, rationelle Haushaltführung sind im Laufe der letzten halbdutzend Jahre durch eine beträchtliche Menge von Büchern, Artikeln, Vorträgen recht populär geworden. Architekten bemühen sich um die Erstellung von Wohnungen, die in ihrer Anlage und Gestaltung von der Rücksicht auf die Arbeit der Hausfrau ausgehen; Vereine, Ausschüsse, einzelne erstreben die zweckmäßigste Herstellung von Einrichtungsgegenständen und Geräten, eine Fülle technischer Mittel werden in den Dienst der Erleichterung der Haushaltführung gestellt.

So erfreulich all diese Ansätze, Erfolge, Willenskundgebungen auch sind, so darf doch keineswegs übersehen werden, wie sehr klein der Kreis der Frauen ist, denen diese Vorteile nutzbar werden. Die erste und wichtigste Voraussetzung für Behagen in der Wohnung und rationelle Erledigung der Hausarbeit fehlt in Millionen von Fällen. Das Proletariat lebt zu einem ungeheuren Prozentsatz in den Großstädten und auf dem Lande in Wohnungen, angesichts deren man sich einfach nicht getraut und es aus Anständigkeit auch nicht fertig bringen kann, Grundzüge moderner Haushaltführung zu vertreten, Vorschläge für Umgestaltung der Wohnung im Sinne neuer Sachlichkeit und Ästhetik zu machen. Wie das Proletariat wohnt, erhellet aus den Statistiken etwa über die Wohnungsverhältnisse großer Städte, wo ein großer Prozentsatz aller Behausungen überhaupt aus einem einzigen Raum besteht, ist an fürchterlichen Beispielen in Viktor Noaks kleiner Broschüre „Kulturschande“ gezeigt, geht hervor aus Feststellungen über die Wohnverhältnisse deutscher Landarbeiter, die man immer wieder in unseren Zeitungen geschildert finden kann. Im übrigen genügt ja der Anblick großstädtischer Mietkasernen und dörflicher Wohnhäuser und Arbeiterkaten, um ein Bild der Situation zu bekommen. Es ist schlechterdings unbegreiflich, wie in diesen häßlichen, häufig verwahrlosten, schmutzigen, trübseligen Häusern und engen, finsternen Höfen Kultur wachsen soll. Das Nebeneinander vieler Menschen auf einem Flur, die gemeinsame Benutzung unentbehrlicher Nebenräume durch zahlreiche Bewohner, das Zusammengedrängte der Kinder auf engem Raum schaffen eine Fülle von Anlässen zu Zank, Mecker, Auseinandersetzungen, Prozessen. Zahllose Verhandlungen beim Schiedsmann, unendlich viele Beleidigungsprozesse usw. brauchten nicht stattzufinden, wenn die Wohnungen mehr Raum böten und nicht das entsetzlich nahe Zusammenleben mit Angehörigen und Fremden unvermeidbar machten. Eine unmeßbare Menge von Kräften der Seele und des Gemüts werden in diesem unentrinnbaren Kampfe gerade von den besten Frauen verbraucht. Aus dem Mangel an Raum ergeben sich Tragödien, solche, die sich

stumm abspielen, von denen man sehr selten durch eine Klage die stillen Tränen einer Frau erfährt. Wir denken an die Qual einer Frau, deren Ehe zu zerfallen drohte, weil sie es nicht über sich gewinnen konnte, die ehelichen Pflichten zu erfüllen angesichts der Tatsache, daß die Familie mit erwachsenen und halberwachsenen Kindern in einem Zimmer wohnte. Die Bemühungen um Erlangung einer größeren Wohnung blieben jahrleang erfolglos. Und wir denken an die Erbitterung, die in zahllosen Fällen etwa zwischen Müttern und

Töchtern entsteht, einfach, weil in der engen proletarischen Wohnung kein noch so kleiner Raum da ist, der den jungen Mädchen die Erfüllung von Wünschen, die Verwirklichung von Vorstellungen für die Gestaltung ihrer Umgebung erlauben würde. Von der Not all jener, die nur eine Schlafstelle haben, für die eine wirkliche Wohnung überhaupt fehlt, soll hier nur andeutungsweise gesprochen sein; das beglückende Gefühl des „Zuhause“ existiert für sie nicht und schafft eine unbeschreibliche Wurzel- und Heimatlosigkeit. Der verhängnisvolle Einfluß des Wohnungselends auf die Verwahrlosung, die Kriminalität junger Menschen ist so oft festgestellt worden, daß er hier nur erwähnt sein soll. Kenner dieses Gebietes versichern z. B., daß es sich bei dem Delikt der Blutschande um ein Delikt handle, das nahezu hundertprozentig aus den elenden Wohnungsverhältnissen sich ergebe.

Wie stark und wie schmerzlich der Mangel an Raum in gewekten, fortschrittswilligen und -freudigen Gruppen von Frauen empfunden wird, zeigten uns zum Beispiel einmal Bemerkungen von Arbeiterjugendmädchen, die einen Kursus für Gymnastik durchmachten und die sehr traurig sagten, daß gewiß das, was sie gelernt hätten, sehr nützlich und schön sei, daß sie ja doch aber zu Hause beim besten Willen nicht täglich Ganzwäsungen und Nacktübungen durchführen könnten — in einem Zimmer für eine häufig vielköpfige Familie eine glatte Unmöglichkeit. Gerade die gewecktesten, die willigsten, die besten Frauen leiden mit zunehmender Erkenntnis und Einsicht unter den geradezu barbarischen Zuständen unserer gegenwärtigen Wohnweise. Wenn etwa die Wasserleitung, das Gas, das elektrische Licht bzw. der Strom (für Platten usw.) fehlen, so wird der beste Wille zur Rationalisierung der Hausarbeit ziemlich erfolglos bleiben. Eine kalte, schlecht beleuchtete Waschküche im Keller und die Notwendigkeit des Hinausschleppens der nassen Wäsche zum Trockenboden über viele Treppen wird, von manchen anderen Gründen abgesehen, viele Frauen im dritten, vierten, fünften Stockwerk veranlassen, dann gleich in der Küche oder in dem überhaupt einzigen Wohnraum zu waschen. Im Winter ist der Zwang, die Windeln bzw. die Kinderwäsche im Zimmer am Ofen oder beim Herde zu trocknen, unweigerlich da, denn

Sonntagsgang.

Der Städte Qualm, des Alltags Leid
Und graue Sorgen sind so weit
Mir glücklichem Sonntagsgang.
Der Himmel strahlt wie tausend Sonnen
Und giehet Glanz aus seinen Bronnen,
Die süßigwarm und golden sind.

Die Wiesen sind in Licht getaucht.
Der Blumen bunte Anmut haucht
Ein düstereiches Meer.
Verzückte Falter baden
Sich drin, und Kelche laden
Sie süß und honigschwer.

Ich geh' durch Duft und Schmeicheln
Und meine Augen streicheln
Der Birken zartes Grün.
Ich fühle mich zerfließen
In Bäume, Wolken, Wiesen
Und weißer Secken Blühn.

Bruno Schönlauf.

— wo sonst soll es geschehen? Solange eine andere Möglichkeit nicht geschaffen wird, nützen alle Vorträge über Wohnungshygiene nichts; sie bleiben auch dort leere Reden, wo mangels Raum Gesunde und Kranke, Erwachsene und Kinder, Familienangehörige und Fremde ein Bett teilen müssen, Von den Unbequemlichkeiten der Heizung, der Reinigung dieser Wohnungen ist im einzelnen nicht zu reden. Eine besonders nette junge Frau, Jungsozialistin, eben Mutter geworden, sehr zart, klagte uns kürzlich, wieviel Mühe und Anstrengung allein das Herausholen und Beschaffen des notwendigen Wassers (Baden, Aufwischen, Kochen, Abwaschen) ihr mache. Für solche Wohnungen ist das Vorhandensein der schönsten und empfehlenswertesten arbeitssparenden Geräte praktisch bedeutungslos. Wie viel Mühe, wie unendliche Arbeit macht unter solchen Umständen die Instandhaltung u. g. Jede von uns weiß, wie viel leichter, einfacher und schneller sich ein Raum in Ordnung bringen und halten läßt, in dem sich wenig Sachen befinden. Wie soll aber diese klare Uebersichtlichkeit erreicht werden, wenn der noch so bescheidene Bedarf einer Familie mit mehreren Kindern, häufig Pflegekindern, in einer einzigen Stube untergebracht werden muß, wenn in ihr noch Heimarbeit geleistet wird, wenn das ganze Leben sich nur in ihr abspielt! Die kitschige Wase, die grellfarbige verstaubte Papiergirlande, die entsetzlichen bunten plüschigen Gräser, die häßlichsten Bilder und „Nippfächer“ erscheinen in dieser Umgebung immer noch verständig, weil sie den Willen zum Schmutz, zur Schönheit vertragen, mag sein Ausdruck noch so armselig und trostlos sein.

Wir haben zwei Aufgaben aus gesundheitlichen, sittlichen, kulturellen Gründen: Die Frauen zur Erkenntnis dieser unerträglichen und unwürdigen Zustände zu erziehen und ihren Willen zur Ueberwindung dieser Zustände zu erwecken. Gesunde, zweckmäßig eingerichtete Wohnungen für alle!

Klara Zils-Eckstein.

Der „Männlichkeitskomplex“ der Frau.

Der Vortrag, den Frau Dr. Hornen in der „Gesellschaft für Sexualreform“ über dieses Thema hielt, erforderte eigentlich weit größere psychologische Vorkenntnisse, als sie dem Laien, zumal dem Laien aus dem Arbeiterstande, meist zu Gebote stehen, und die Diskussion bewies auch, daß anscheinend nicht alle Zuhörer wirklich den Gedantengängen der Vortragenden folgen konnten. Wenn trotzdem hier in der „Frauenstimme“ ein Bericht über diesen Vortrag gegeben wird, so geschieht es aus zwei Gründen: Einmal, um unseren Genossinnen einige Grundbegriffe modernen psychologischen Denkens nahe zu bringen — zweitens, um sie im Interesse unserer Kinder auf oft recht schwere Folgen leicht genommener „Erziehungsfünden“ hinzuweisen.

Der „Männlichkeitskomplex“ der Frau darf nicht mit der modernen, sogenannten „Bermännlichung“ durch die Mode verwechselt werden — wenn auch nicht bestritten werden soll, daß diese modischen „Bermännlichungsbestrebungen“ einige, und recht zähe Wurzelsäfern in „Männlichkeitskomplex“ haben mögen. Zum Verständnis des „Männlichkeitskomplexes“ bei der Frau gelangen wir am besten, wenn wir uns vor Augen halten, daß wir alle, Männer wie Frauen, die Spuren ursprünglicher Zweigeschlechtlichkeit tragen; es gibt weder den „absoluten Mann“ noch das „absolute Weib“ (Beispiel: Jeder Mann hat die bei ihm höchst überflüssigen Brustwarzen!) Ebenso wie im Körperbau können nun auch im Intellekt, im Charakter und im Gefühlsleben Spuren dieser Zweigeschlechtlichkeit bleiben. Es soll hier nicht von ausgesprochenen Krankheitsformen, auf homoferuelle Frauen oder auf Transvestiten (Menschen mit krankhafter Sucht, die Kleidung des anderen Geschlechts zu tragen) Bezug genommen werden. Das ärztliche Interesse gehört hier vor allem einer Gruppe „nerdöser“ Frauen, bei denen — ohne nachweisbare organische Anomalie — vor allem die Funktionen des Geschlechtslebens gestört sind. Es sind das die Frauen, die an „nerdösen“ Störungen der Periode (schmerzhafter oder zu starker Periode), der Schwangerschaft, der Geburt oder des Klimakteriums (der Wechseljahre) leiden, ebenso gehört ein Teil der „frigiden“ Frauen zweifellos in diese Kategorie. Alle diese Weiden waren bisher den Ärzten oft unerklärlich, erst die Psychoanalyse gibt eine Erklärung auch für diese Formen der Nerdosität. Diese Frauen lehnen — zumeist unbewußt — ihre Rolle als Frau ab, es sind die Frauen, die nicht Frau sein wollen.

Wie kommt es nun, daß eine unbewußte Ablehnung derart stark sein kann, daß sie das ganze Leben des Individuums beeinflussen, sogar zerstören kann, und wie kommt eine derartige „unbewußte“ Ablehnung zustande? Vor allem müssen wir da auf die Tatsache aufmerksam machen, daß die Psychoanalyse den in den ersten Kinderjahren liegenden (infantilen) Eindrücken weit größere Aufmerksamkeit schenkt, als das sonst in der ärztlichen Wissenschaft der Fall war. Das Kind ist keineswegs bis zur Pubertät ein bequem zu handhabendes „geschlechtsloses“ Wesen; so wie jedem Kinde von der Geburt an die äußeren Geschlechtsmerkmale mitgegeben sind, so hat jedes Kind auch schon von Geburt an ein „Geschlechtsleben“, dessen Äußerungen den Erwachsenen freilich zumeist

entgehen. Vor allem wird das Gefühlsleben des Kindes zumeist von der gegengeschlechtlichen Anziehung beeinflusst. Populär gesprochen ist damit die Tatsache ausgedrückt, daß die Jungen meist „Mutters Verzug“, die Mädchen „Vaters Beste“ sind. Mädchen wie Jungen fühlen sich hier oft genug als Nebenbuhlerin resp. Nebenbuhler des gleichgeschlechtigen Elternteils, und der Typ der Mutter resp. des Vaters beeinflusst oft genug, selbst wenn in der Pubertät eine individuelle Loslösung erfolgte, die Gattenwahl der jungen Menschen. Ausschlaggebend sind aber vor allem die Jahre vom zweiten bis zum sechsten, in denen sich das eigentliche Geschlechtsleben der Kinder entwickelt. Leider werden gerade diese Jahre von den Erziehern meist noch nicht für „voll“ genommen. Bergegenwärtigen wir uns nur, wie oft Kinder gerade in diesem Alter Zeugen geschlechtlicher Vorgänge zwischen den Eltern werden! Hier deutet das Kind die Dinge nun meist dahin, daß die Mutter Gewalt dulden muß. Aber auch sonst geschieht noch genug, um dem kleinen Mädchen seine „Minderwertigkeit“ klarzumachen. Von der oft gehörten Redensart: „Du bist ja bloß ein Mädchen“ bis zu den kindlichen Beobachtungen, die die Mutter nicht nur in geschlechtlicher Hinsicht, sondern auch sonst als die physisch und sozial Schwächere zeigen, baut sich der kleine werdende Mensch schließlich ein System der Ablehnung der — auch der eigenen — Weiblichkeit. Das markanteste Merkmal des „Andersseins“ der Jungen ist nun deren männlicher Geschlechtsstil, darum empfindet das kleine Mädchen oft seine eigene Körperbildung in dieser Beziehung nur als ein „Defizit“, und meist läßt sich in Kinderphantasien nachweisen, daß diese als Strafe oder Bestrafung empfunden wird. — Bei dem größten Teil der Frauen wird nun dieser „Männlichkeitskomplex“ in der Pubertät absolut überwunden. Mädchen mit stark männlichem Einschlag (sei es nun im Intellekt oder im Charakter) können aber diesen Komplex nur schwer oder gar nicht überwinden, er wird nur in das Unterbewußtsein verdrängt, um so mehr, als sie sich im späteren Leben fast stets dem Manne gegenüber benachteiligt finden müssen, sowohl in wirtschaftlicher, wie in sozialer oder sexueller Beziehung. Sie empfinden die Weiblichkeit als minderwertig; öfter gelingt es ihnen, ihrem „Bermännlichungswunsch“ durch Erreichen einer gewissen Führerrolle auf philanthropischem oder geschäftlichem Gebiete Genüge zu tun. Aus denjenigen, denen diese „Sublimierung“ ihres Wunsches nicht gelingt, rekrutiert sich dann das gesamte Heer der „nerdösen“ Frauen, deren ganzes weibliches Leben eigentlich nichts als eine aus unterbewußter Ablehnung entstehende „Fehlleistung“ ist — von der rettungslos ungeschickten Hausfrau bis zu der hysterischen „eingebildeten Kranken“. Hierunter sind nun nicht die Frauen mit den oben angeführten nerdösen Störungen verstanden, sondern die jedem Arzt bekannten unterforschungs- und operationswütigen Frauen, bei denen die treibende Kraft immer den im Unterbewußtsein schlummernde Wunsch ist, ihr „Anderssein“ als die Mehrzahl der Frauen vom Arzte bestätigt zu erhalten, resp. durch eine Operation ihren Körper irgendwie ändern zu können. Die infantile Wurzel dieses im Unterbewußtsein schlummernden Wunsches erklärt die „Unvernunft“ dieser Methode der „Änderungs-süchtigen“; das Heer der „nerdösen“ Frauenleiden aber gehört gleichfalls eher in die Behandlung des Psychoanalytikers als in die des Gynäkologen, der ihnen bei der Abwesenheit organischer Anomalien doch meist hilflos gegenübersteht. R. Ewald.

Frauengymnastik und Frauenheilkunde.

In der Berliner Medizinischen Gesellschaft sprach Dr. Westmann über dies sehr zeitgemäße Thema. Die zunehmende Verbreitung von Frauengymnastik und Frauensport macht es notwendig, daß der Frauenarzt sich mit den Vorzügen aber auch ersten Schäden dieser Erscheinung befaßt. Zu den Vorzügen, die die Frau als Geschlechtswesen neben den allgemeinen Vorzügen der Körperbetätigung besonders betreffen, gehört die gesunde Regelung der Fettverteilung besonders im Klimakterium, die Blutdurchflutung von Brust und Brustdrüsen und, als Hauptache, die Stärkung der Bauch- und Beckenmuskulatur und die Erhaltung ihrer Elastizität. Auch für die Schwangere sind vorsichtige Gymnastik und Massage durchaus zuträglich. Wenn man bedenkt, daß die Arbeitsleistung einer Geburt der Erzeugung eines 4000 Meter hohen Berges gleichkommt, erkennt man die Nützlichkeit eines vorhergehenden Trainings der betreffenden Muskeln. Für bedenklich hielt der Vortragende Schwerathletik, Reiten und Stilaufen, da diese Sportarten nach seinen Erfahrungen zu Starrheit des Beckenbodens führen können. Von Lichtbildern unterstützt, erläuterte er sodann noch die Neuheit der Wochenbettgymnastik, die aus vorsichtigen Kumpf- und Beinübungen besteht. Sie ist natürlich nur bei durchaus gesunden Wöchnerinnen anwendbar.

Allerdings stehen diesen Vorzügen auch erhebliche Schädigungen des weiblichen Organismus bei falscher Anwendung der Gymnastik gegenüber. Die von manchen Schulen geübte, allzu häufige Entspannung führt zu Erschlaffung, allzu starke Anspannung zu Ueberanstrengung. Der Vortragende glaubte auf Grund seiner Erfahrungen vor der unkontrollierbaren „Gymnastik durch Kundtun“ warnen zu müssen. Uebertriebene Gymnastik führt zu spontanen Aborten und Wiederausbruch früherer Leiden. Schwung, Spring-, Hüpf- und Beinspreizübungen dürfen bei der Frau nur mit Vorsicht angewandt werden. Die Zeit der Menfes ist unbedingte Schonzeit. Stets solle man bedenken, daß die Gymnastik einer stark wirkenden Arznei gleichzustellen ist, und sie deshalb nur durch sachlich geschulte Kräfte gelehrt werden sollte.

Das Wochenende.



Wie es nicht sein soll!



Wie es sein soll!

Fehl am Ort.

Mit der kürzlich in Berliner Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht gezeigten Ausstellung über „Erbtunde und Eugenik“ beschäftigte sich bereits der lokale Teil unserer Zeitung in einer die Vorzüge der Ausstellung würdigenden Weise. Ihr Verdienst war es, eindringlich auf Keimerschädigungen durch Alkohol, Bleivergiftung, Epilepsie und andere erbliche Krankheiten hingewiesen zu haben. Nur kurz einige Zahlen: bei Trinkern sind nur 2 Proz. des Samens gesund, bei „mäßigen“ Trinkern 40 Proz. War ein Elternteil schwachsinzig, so vererbt sich das Leiden ohne Alkoholgenuß bei 60 Proz. der Nachkommenschaft, mit Alkoholgenuß bei 74 Proz.! Bei Syphilis stirbt ein Drittel der Kinder im Mutterleib, ein Viertel in der ersten Lebenswoche, und von den Lebentebenden ist nur ein kleiner Bruchteil gesund. Bei Epilepsie waren von 553 Kindern nur 105 gesund und 195 starben als Kinder. Bleivergiftung durch Bleiarbeit der Mutter tötete von 123 Kindern 73 während der Schwangerschaft und nur 14 blieben lebendig. Das sind grauenerregende Zahlen, und es war ein hohes Verdienst der Ausstellung, sie der Besucherchaft lebendig gemacht zu haben.

Durchaus abzulehnen aber ist es, wenn auf Grund von Begabungsprüfungen eine angeborene geistige Minderwertigkeit der Kinder des Proletariats konstruiert wird. Auf einer Kurventafel sah man die Kinder der Akademiker an höchster, die Kinder der ungelernten Arbeiter an niedrigster Stelle figurieren. Sollten hier wirklich angeborene Begabung und nicht in erster Linie Milieunterschiede vorliegen, so wäre unser Kampf um die Einheitschule sinnlos. Des weiteren sah man ein drastisches Plakat „Gefahren der Abtreibung“, aber nirgends eine Ergänzung durch Ausstellung guter und schlechter Vorbeugungsmittel. Man muß den Ausstellern zum Vorwurf machen, daß sie an der wichtigsten eugenischen Aufgabe unserer Zeit vorbeigegangen sind. Desto läppiger blühte die Propaganda für das Bierlindersystem, dessen einzige Begründung die Erhaltung der Volkszahl war. Warum diese durchaus auf der gegenwärtigen Höhe der Massenarbeitslosigkeit erhalten werden muß, darüber blieb man uns die Antwort schuldig. Der sicher sehr gut gemeinte Vorschlag des Genossen Prof. Grotjahn, vom Staate für jedes 4. Kind 60 M. monatlich zu zahlen, würde nur dahin führen, daß die Proletarierfrau zu drei jämmerlichen Würmern noch das vierte dazu betäme, um die 60 M. zu „verdienen“. Es ist doch klar, daß diese Prämie nur in den sozial am schlechtest gestellten Schichten wirklich „ziehen“ würde. Selbst die läppische Labelle von den Geistesgrößen, die beim Zweikindersystem alle nicht geboren worden wären, blieb dem Besucher nicht erspart, weil natürlich die Gegenstellung, wieviele

Hochbegabte unter ungünstigen sozialen Verhältnissen infolge übergroßer Kinderzahl zugrundegegangen sind, nicht möglich ist. Späherhalber sei erwähnt, daß unmittelbar neben dieser Tafel eine andere hing, auf der die höchste Begabung gerade bei kinderarmen Familien nachgewiesen wurde, wie denn überhaupt die Propaganda für den Kinderreichtum durch das nebenstehende Material des Raum- und Bettenmangels bei Kinderreichtum totgeschlagen wurde.

Den Mut, den die Aussteller für diese Propaganda unter den heutigen Verhältnissen aufbrachten, hätte man ihnen für bessere Dinge gewünscht, nämlich für den Einsatz ihrer ganzen wissenschaftlichen Autorität für die Forderung, daß kein Kind geboren werden soll, für das nicht Lebensraum in der Gesellschaft bereit ist. H. S.

Helft beim Wochenende!

In treffender Weise wurden in der vorigen Nummer unserer „Frauenstimme“ die fragwürdigen Wochenendfreuden unserer vielgeplagten Hausfrauen dargestellt. Wir verlangen von den Familienmitgliedern mehr Rücksicht und die Selbstverständlichkeit kleiner Hilfeleistungen, damit auch der abgearbeiteten Hausfrau die Ausspannung einiger Feiertunden zuteil wird. Das berechtigt uns andererseits zu der Forderung an die Hausfrauen: respektiert ihr auch das Wochenende der anderen! Noch immer sündigt die Hausfrau als Einkäuferin, indem sie den Sonnabendabend viel zu stark belastet. Man schiebt und drängt sich in Massen, heßt das Verkaufspersonal zu wahnwitziger Eile und verliert bei dem langen Warten selbst die Ruhe. Es wäre doch wirklich kein zu großes Opfer, wenn die Sonntagseinkäufe am Sonnabenden vormittag getätigt würden, da doch der Mann bereits am Freitagabend den Wochenlohn nach Hause bringt. Etwas Disposition und guter Wille gehören freilich dazu. Die bestimmt nicht ausbleibenden Gegenargumente sind genau dieselben, die auch gegen die Sonntagsruhe und den 7-Uhr-Ladenschluß geltend gemacht wurden: die Erfahrung aber hat gezeigt, es geht auch so. Darum laute die Parole für jede sozialistische Hausfrau: kein Einkauf am Sonnabend nach 4 Uhr nachmittags. Betätigt diesen Grundsatz vor allem in den Läden des Konsumvereins, damit die Genossenschaft in die Lage kommt, wieder einmal sozial führend voranzugehen. Eine Versammlung des Stadtverbandes Berliner Frauenvereine hat sich gegen die Bedrohung der Sonntagsruhe gewandt.

Es sollte der Stolz der Sozialistin sein, die von bürgerlichen Damen angenommene Entschließung aus eigener Kraft und Einsicht mit Leben zu erfüllen.

Ein Aufschrei der Not.

„Vom Leben getötet“.

Die nachfolgende Tragödie in Briefen knüpft an eine Gerichtsverhandlung wegen § 218 an. Aber das Tragische an ihr beruht nicht darauf, daß wegen des Eingriffes, der den Tod der Anna zur Folge hatte, die Krankenschwester zu Zuchthaus verurteilt wurde; hat diese doch allem Anschein nach die Notlage des armen Mädchens wucherisch ausgebeutet. An diesen Briefen der Anna erschüttert vielmehr, daß gesellschaftliche Achtung und wirtschaftliche Not die Anna zur Abtreiberei und damit in den Tod trieben. Selbst bei der heutigen Gesellschaftsordnung wären Tragödien wie diese — und es gibt jährlich viele Tausend allein in Deutschland — zu vermeiden, wenn Männer und Frauen zureichendes Verantwortungsgefühl und zureichende Kenntnis besäßen, statt durch Abtreibung durch Verhütung sozial nicht ertragbare Folgen des Liebesverkehrs zu vermeiden.

In diesem Sinne geben wir der folgenden Darstellung Raum.

Moabit. Landgericht II. Auf der Anklagebank eine etwa 50jährige Krankenschwester, blaß und hager, Frä. K., die Hausangestellte Frieda und deren gnädige Frau R. Die vierte Angeklagte ist tot; sie ist an einem Eingriff zugrunde gegangen, der der Leibesfrucht gegolten hatte. Diese jezt Tote, einst, im Juli vorigen Jahres, noch lebensfroh und hoffnungsfreudig, war die Freundin der angeklagten Hausangestellten Frieda. Eines Tages erhielt diese einen Brief von der Freundin, in der sie ihr mitteilte, daß sie in anderen Umständen sei, und nach Berlin kommen wolle, um ... Ob die Freundin in Berlin daraufhin ihrer gnädigen Frau mitgeteilt hat, aus welchem Grunde ihre Freundin von außerhalb nach Berlin kommen wollte oder nicht, ist schließlich bedeutungslos. Die Anna kam, fand Stellung und ging sofort daran, die Absicht, die sie hierher geführt hatte, zu verwirklichen. Die Frieda erbat von der Gnädigen die erforderliche Adresse — man habe auch ihr mehrmals dort geholfen, soll sie gesagt haben — und begab sich mit der Freundin dahin; es war die Adresse einer Krankenschwester. Diese sei zuerst unwillig gewesen, daß man ihre Adresse gegeben habe; habe aber dann erklärt, daß die Anna ein andermal zur Untersuchung wiederkommen möge. Die Anna soll dann noch einigemal bei der Krankenschwester gewesen sein. Dann habe sie sie eines Tages rufen lassen, die Anna habe ins Krankenhaus gebracht werden müssen und sei dort gestorben. Vor dem Tode habe sie aber gesagt: „Ich habe dem Arzte und den Schwestern erklärt, daß ich selbst den Eingriff bei mir gemacht habe; es ist aber nicht wahr: die Krankenschwester hat ihn bei mir vorgenommen, sie hat mir aber verboten, zu irgendjemand darüber zu sprechen.“ Der Freund der Frieda, der von den Absichten der Anna gewußt, und dem diese auch eines Tages mitgeteilt hatte, daß sie sich zur Verwirklichung ihrer Absicht in die Straße begeben, in der auch die Krankenschwester wohnte, erstattete der Polizei Mitteilung über den Todesfall. So kamen die drei Frauen auf die Anklagebank.

Die Krankenschwester aber behauptete, die Frieda und ihre Freundin nie bei sich gesehen zu haben; sie sei in der fraglichen Zeit überhaupt krank gewesen, was leicht festzustellen sei, man möge auch nachforschen, wer von ihren Hausbewohnern den beiden jungen Mädchen die Tür geöffnet habe; man möge einen Leumund bei den Ärzten einholen, mit denen sie jahrzehntelang gearbeitet habe; eine solche Tätigkeit sei ihr überhaupt nicht zuzutrauen; sie wisse von nichts.

Das Gericht lehnte die dahingehenden Beweisanträge der Verteidigung ab. Es schien tatsächlich festzustellen, daß die gnädige Frau der Frieda die Adresse der Krankenschwester gegeben hatte und daß diese mit ihrer Freundin bei ihr gewesen war. Hatte aber die Krankenschwester wirklich den Eingriff bei der Anna vorgenommen, so durfte sie schließlich Sympathie für sich beanspruchen. Sie hatte den Preis für ihre Operation von 60 M. auf 100 M. gesteigert; hatte die Schwereblutende auf deren telephonische Bitte, sie zu Hause zu besuchen, erklärt, sie mache keine Hausbesuche, — das alles hatte die Anna vor ihrem Tode der Freundin erzählt.

Der Staatsanwalt beantragte für die Krankenschwester ein Jahr Zuchthaus. Das Gericht verurteilte sie zu 1½ Jahren Zuchthaus und zu drei Jahren Ehrverlust. Es erließ auch einen sofortigen Haftbefehl. Die Angeklagte hatte bis zum letzten Augenblick ihre Unschuld beteuert.

Dies in kurzen Worten der Inhalt der Gerichtsverhandlung; das eigentlich Tragische aber waren die Briefe der Anna, die sie an ihren Freund und Vater des damals zu erwartenden Kindes geschrieben hatte. Selten wohl ist Gelegenheit geboten worden, mit solcher Eindringlichkeit in das Erleben eines Mädchens Einblick zu erhalten, das im Kampfe gegen ihre unerwünschte Schwangerschaft von tausend Ängsten geplagt, sich einer unverantwortlichen „weisen Frau“ auslieferte. Oder hatte sie etwa den Eingriff selbst an sich vorgenommen? Die Briefe lassen gewisse Zweifel darüber entstehen, ob es wirklich die Krankenschwester gewesen ist, die den Eingriff an der Anna vorgenommen hatte.

Kurz nach der Ankunft schreibt sie an ihren Freund: „Ich habe

von zu Hause Brief bekommen. Meine Eltern schreiben mir, daß ich zu ihnen kommen soll. Die gnädige Frau ist sehr gütig zu mir, sie sagt, das könne auch einem anständigen Mädchen passieren. Die Freundin bekam heute Ausgang. Die gnädige Frau hat uns zu einer Frau geschickt, bei der sie auch mehrmals war. Ob sie hilft, weiß ich nicht. Sie will mich zuerst untersuchen. Sie sagt, daß ich unerfahren war, ich hätte bei meinem Alter schlauer sein sollen. Schadet nichts. Wenn sie mir nicht hilft, gehe ich in die Spree. Ich sehne mich so nach Dir. Du bist mir doch nicht böse, wenn ich auch manchmal häßlich zu Dir war. Hoffentlich bekommt diesen Brief niemand zu lesen. Es braucht ja keiner was zu wissen. Sei vielmals geküßt von Deiner unglücklichen Anna.“

Etwa drei Wochen später, am 24. Juni, schreibt sie: „Ich kann nicht nach Hause, so wie ich bin, sonst hätte ich alles stehen lassen und wäre nach Hause gefahren. Bin noch nicht dort gewesen, habe solch große Angst, macht sie es jezt nicht, so gehe ich zu einer anderen, es gibt hier noch viele ... Wenn nichts hilft, mache ich noch was. Vielleicht habe ich aber noch Glück.“

Am 29. Juni schreibt sie: „Bar Sonntag wieder dort. Kommen den Sonntag geht es los. Habe solche Angst. Ich werde Schmerzen haben. Ich muß aber alles ertragen, was auch kommen mag. In meiner großen Verzweiflung schreibe ich Dir noch einmal. Sie verlangt jezt 100 Mark. Die anderen Frauen sind aber noch teurer. Habe schon gefragt. Also bitte schreibe mir, soll ich es machen oder nicht, sonst hast Du ja viel Jahre daran zu tragen. Oder sagst Du jezt, Du bist es nicht gewesen? Ich habe so große Sorgen, weine Tag und Nacht.“

Am 3. Juli heißt es im Brief: „Soeben erhalte ich Deinen Brief, über den ich mich so gefreut habe, schicke mir 20 M. Ich habe auch nicht viel hier, nur 14 M. Kostgeld. Wenn die Freundin mir kein Geld gibt, so muß ich eben hungern. Wenn Du nach hier kommst, will ich Dir viel erzählen, wenn ich gesund bin. Von zu Hause hat man mir zweimal geschrieben, daß ich hinkommen soll.“

Am 5. Juli: „Ich schreibe Dir in meiner großen Verzweiflung noch einmal. Jezt verlangt sie die ganzen 100 Mark. 60 M. habe ich ihr dagelassen. Soll Mittwoch das übrige Geld bringen. Sie sagt, ich soll Dir an den Kragen, Du willst Dich drücken, Du weißt doch, ich kann nicht so zu Dir sein. Mein lieber Friß, wenn Du kannst, schicke mir wenigstens die 20 M. Ich gebe aber das übrige Geld erst, nachdem sie es gemacht hat. Von zu Hause habe ich Brief. Den 1. August gehe ich der Heimat zu, wenn ich gesund und munter bin.“

Am 9. Juli: Im Besiß Deines Briefes danke ich Dir von ganzem Herzen für seinen Inhalt. Sie hat noch immer nichts gemacht. Sagt, es ist nicht so einfach, schiebt von Tag zu Tag auf. Morgen will ich wieder hingehen. Bin das ganze satt. Die 60 Mark hat sie schon. Den Rest bekommt sie erst, wenn alles vorbei ist. Mich drücken so die Sorgen. Habe mir es garnicht so schlimm vorgestellt. Jezt habe ich mir noch ein Instrument gekauft. Gott hat so vielen Leuten schon geholfen, vielleicht hilft er mir auch. Willst Du mich nicht am Sonntag besuchen? Wenn alles gut geht, fahre ich den 1. August in die Heimat.“

Es ist nicht alles gut gegangen. Sie ist am 1. August in ihrer Heimat gewesen, und dort auch auf dem Friedhof beerdigt worden. Die Tragödie der Anna ist die Tragödie so vieler.

Die lange Gewitterstange.

In dem wendischen Dorfe, wo ich als Leiterin des dortigen Tagestinderheims angestellt war, schlug eines Morgens um 6 Uhr der Blitz in das Heim ein, das ich bewohnte; es war ein kalter Schlag, der nur Kalt von den Wänden ritz und durch ein zum Glück offenes Fenster wieder hinausfuhr.

Dieses seltene Ereignis brachte das ganze Dorf auf die Beine und vor mein Heim. Den Kindern wurde das natürlich als ein Wunder hingestellt. Als die Gebrüder W., Otto, vier Jahre, und sein Bruder, drei Jahre, zu gewöhnten Stunde früh zum Heim kommen, entspinnt sich vor dem Hause mit meinem Hausmädchen Anna folgendes Zwiegespräch:

Otto (sehr erregt): „Woay, Anna, der liebe Gott müßte joar nich find! Man bloß de kleenen Engele müßten find!“
Anna: „Aber Junge, der liebe Gott muß doch find.“

Otto (voller Empörung): „Aee, der liebe Gott, der dut bloß inschloan bi Tanten!“

Willi (sehr aufgeregt und wichtig): „Joa, der liebe Gott hätt inschloan bi Tanten mett'n Viel!“

Otto (belehrend): „Aee, denn hädd hei joa rungene toam müssen; mett de lange Stange hätt hei inschloan!“

Sprach's und begab sich mit seinem Bruder ins Heim, um den Schaden zu befristigen, den der liebe Gott mit seiner langen Gewitterstange angerichtet hatte.

H. Schw.